

# Das Kochbuch der Amy Winehouse

**Jüdisches Museum Wien.** Eine vom Londoner Pendant übernommene Ausstellung zeigt Leben, Familie und jüdische Wurzeln der großen, tragischen Popsängerin.

VON THOMAS KRAMAR

An welchem Londoner Dock der weißrussische Emigrant Harris Wienhouse, von Pogromen aus Kiew vertrieben, im Jahr 1891 ankam, wissen wir nicht, doch die Familienlegende weiß: Er dachte zunächst, er sei in Amerika gelandet. Jedenfalls siedelte er sich im East End an, wo die jüdischen Migranten wohnten, wo man Jiddisch sprach, er arbeitete als Schneider. 110 Jahre später, 2011, erschütterte die Nachricht vom Tod der Urenkelin dieses armen Schneiders die Welt: der Sängerin Amy Winehouse.

„Amy war äußerst stolz auf ihre jüdischen Wurzeln“, sagt ihr Bruder Alex Winehouse: „Andere Familien gingen an sonnigen Tagen zum Strand, doch wir besuchten immer das East End. Dort kamen wir her, und so waren wir.“

## „My best black jew“

In diesem Sinn hat Alex Winehouse dem Jewish Museum London dabei geholfen, eine Ausstellung über Amy Winehouse zusammenzustellen, die ihre jüdische Identität und – damit eng verschmolzen – ihre Familie in den Vordergrund stellt. Man sieht sie bei der Bar-Mizwa ihres Bruders und in der Uniform der Jewish Lads' and Girls' Brigade, man sieht das „Book Of Jewish Food“, das ihr Bruder ihr schenkte, damit sie lerne, Hühnersuppe (die ja gern als „jüdisches Penicillin“ gelobt wird) zu kochen. Und man liest ihr Bewerbungsschreiben für die Sylvia Young Theatre School, das Dokument einer sprachlich hochbegabten, witzigen Dreizehnjährigen, das so beginnt: „All my life I have been loud to the point of being told to shut up. The only reason I have had to be this loud is because you have to scream to be heard in my family.“

Amy Winehouse wurde in Southgate (im Norden Londons) geboren, die Schule war in Marylebone, ihre späten Jahre verbrachte sie im hippen Viertel Camden: Wer London liebt, kann sich daran freuen, auf dem Stadtplan, mit dem ihr Bruder für die Taxiprüfung lernte, ihre Orte und Wege zu verfolgen. Ein Londoner Mädchen. Ein Familienmensch. „Jüdisch zu sein heißt für mich, als richtige Familie miteinander Zeit zu verbringen“, sagte sie. „Es geht nicht darum, eine Kerze anzuzünden und eine Broche zu sprechen.“ Mag sein. Doch findet man auch ausgesprochen Jüdisches in ihrem Werk?

Kaum. Eine einzige Zeile im Song „Me & Mr. Jones“, gewidmet dem Rapper Nas, mit dem sie eine Affäre hatte. „Side from Sammy you're my best black jew“, heißt es darin: Neben Sammy (Davis Jr.) bist du mein bester schwarzer Jude.

Wenn man Amy Winehouses Plattensammlung und die Liste ihrer Lieblingssongs



Ihre Ahnen lebten im East End, ihre letzten Jahre war sie in Camden. Doch geboren wurde Amy Winehouse in Southgate. Dort zeigt sie dieses Bild, auf dem Balkon ihrer Großmutter, die ihr u. a. beibrachte, Tarotkarten zu lesen.

[The Jewish Museum London]

als Teenager durchsieht, fällt gleich auf: kein Bob Dylan. Kein Leonard Cohen. Kein Lou Reed. Kein Neil Diamond. Keine der großen jüdisch-amerikanischen Stimmen. (Nur ein Album von Simon & Garfunkel, aber das hatte sie sich laut Ausstellungskatalog nicht selbst gekauft.) Aber viel, sehr viel aus der afroamerikanischen Musiktradition: Ray Charles, Miles Davis, Dinah Washington, „Black, Brown And Beige“ von Duke Ellington.

Dazu kommen Dokumente ihrer großen Leidenschaft für die amerikanischen Fünfzigerjahre: ein altes Radio, eine Bar. „Amy liebte Vintage und Retro“, sagt ihr Bruder. Eine Interpretation bietet sich an: Diese junge Frau, die so stark in ihrer Familie – und damit, wiewohl die Familie durchaus nicht strengreligiös war, im Judentum – verwurzelt war, suchte sich eine zweite seelische Heimat. Wohl nicht als Auflehnung gegen ihre Familie, nicht als Ersatz, sondern als Ergänzung. Vielleicht hätte sie, der so viele eine „schwarze Stimme“ attestierten, sich auch gern als „black jew“ gefühlt.

Darüber kann man grübeln, am Rande dieser kleinen, feinen Ausstellung. Die natürlich auch die üblichen Memorabilia bringt: Bühnenkleider (die rührend klein wirken), Backstagepässe, die Lieblingsgitarre. Man erfährt, dass Amy Winehouse als Kind Snoopy und die witzigen Bücher von Dr. Seuss liebte, dass sie Dostojewski las, Kreuzworträtsel löste. Man lächelt über ihre Sammlung von Kühlschrankmagneten, bis einer das Lächeln gefrieren lässt: eine Parodie auf eine Werbung für das Antidepressivum Prozac, mit dem Slogan „Wash Your Blues Away!“

So viel Rückhalt ihre Familie ihr auch bot, Amy Winehouse hat es nicht geschafft, ihren ganz eigenen Blues wegzuspülen. Ihre Karriere lang litt sie unter Depressionen, Magersucht, Abhängigkeit von Drogen und Alkohol. Sie starb an einer Alkoholvergiftung, da war sie erst 27.

Bis 20. August in der Zweigstelle des Jüdischen Museums am Judenplatz 8. Der Katalog, geschrieben von Kuratorin Elizabeth Selby, ist lesenswert.

# „Geheimes“ von Schubert bis Leonard Cohen

Popsänger Rufus Wainwright und Opernsopranistin Janis Kelly boten in St. Pölten ein feines Potpourri.

VON SAMIR H. KÖCK

Es gibt Menschen, die seine Konzerte nur wegen der charmanten Zwischenansagen besuchen: Der Kanadier Rufus Wainwright, ein großer Melodiker des Pop, fühlt sich auf der Bühne so wohl, dass er nicht nur nie mit Selbstironie und intimen Bekenntnissen geizt, sondern sich zuweilen sogar in Richtung Klassik wagt. 2009 schrieb er seine erste Oper „Prima Donna“, die u. a. im Royal Opera House bejubelt wurde. Das Festspielhaus St. Pölten wagte nun drei Wochen vor Wainwrights Wiener Popkonzert einen Crossverabend mit Angelika Kirchschrager. Da diese erkrankte, sprang die britische Sopranistin Janis Kelly ein. Ein paar Dutzend Wainwright-Fans waren sogar aus dem Ausland angereist, um ihr Idol in diesem besonderen Setting zu erleben. Intendantin Brigitte Fürle hatte wohl sie im Sinn, als sie die „Applausordnung“ vorgab: „Klatschen Sie bitte immer erst nach Beendigung des jeweiligen Liedzyklus!“

## Düstere „Songs for Lulu“

Janis Kelly widmete sich zunächst „All Days Are Nights – Songs for Lulu“, einer zum Teil auf Shakespeare-Sonetten basierenden Liedersammlung Wainwrights, die sich vorrangig mit den düsteren Seiten der Existenz befasst. Schwieriger Stoff, von Kellys zart-herbem Sopran mit etwas Versichert lackiert. Besonders das die Knavenliebe behandelnde „Sonnet 10“ gewann durch ihre schwebende Interpretation. Nach der Pause deklarierte sich die Fans an Wainwrights poppiger Lesart von Hector Berlioz' „Les nuits d'été“. Mit Charme, Verve und dramatischer Gestikulation eroberte er auch die älteren Herrschaften im Publikum, für die seine Stimme in diesem Kontext gewöhnungsbedürftig war. In seinen Ansagen schwärmte er von Mahler und Mozart, bekannte sich zu Schubert als seinem Lieblingstondichter aus früheren Zeiten. Um das zu illustrieren, sang Kelly dessen erotisch untergründige Ballade „Geheimes“.

Höchst unterhaltsam: das gemeinsam zelebrierte „If I Loved You“, das die Liebe aus abgeklärter Sicht vorstellte. Da zeigte sich, dass der in seinen Liedern zur Melancholie tendierende Wainwright viel komödiantisches Talent besitzt. Mit der innigen Interpretation von Leonard Cohens „Hallelujah“ und dem sehrenden „Vibrate“, worin er bekannte, dass er zuweilen versucht, zur Musik von Britney Spears zu tanzen, endete ein vergnüglicher Abend.

# Mit Thielemann in die vierte Dimension geschaut

**Musikverein.** Die Staatskapelle Dresden gastierte mit zwei Konzerten im Goldenen Saal und demonstrierte große Orchesterkultur mit deutscher und österreichischer Romantik. Radu Lupu fügte sich mit Beethoven ins poetische Spiel.

VON WILHELM SINKOVICZ

Kein Dirigent seit Herbert von Karajan genoss beim Wiener Publikum solch geradezu kultische Verehrung. Sie kippt nach Musikvereins-Auftritten regelmäßig ins Grotteske, wenn die jeweils von einem Sprung gekrönte Verbeugungszeremonie mit heftigen Bravo-Salven quittiert wird. Das Zirkushafte dieses Vorgangs steht in seltsamer Weise quer zur Ernsthaftigkeit der Darbietungen, die vorangehen.

Am Beispiel von Richard Straußens Tondichtung „Ein Heldenleben“, die schon mindestens viermal auf Christian Thielemanns Programmen seit seinem Debüt im Jahre 2000 stand: Von Anbeginn fesselte die Klanginnlichkeit. So detailfreudig kann Strauss die Geschichten in seinem tönenden Bilderbuch gar nicht ausmalen, dass Thielemann nicht jeden einzelnen Strich von seinen Musikern nachvollziehen ließe.

Doch je länger die Beschäftigung dauert, desto mehr, hat man den Eindruck, vertraut der Kapellmeister auch auf die unvergleichlich sichere Instrumentationstechnik des komponierenden „Kollegen“ Strauss. Mit Bezug auf die Hörner schrieb der einmal einem jungen Dirigenten ins Stammbuch: „Wenn du sie überhaupt hörst, sind sie schon zu laut.“

## Der Dirigent liebt alle Kinder

Thielemann, bei aller Übersicht zuzeiten nicht ganz frei davon, der Versuchung nach Überbetonung „schöner Stellen“ nachzugeben, hat sich nicht nur diesen Satz zu Herzen genommen: Wenn am Ende der „Liebeszene“ just die Hörner noch einmal mit dem Thema ansetzen, hört man sie freilich; aber man hört nicht nur sie! Die imposante polyphone Mischtechnik im Ausklang der musikalischen Romantik zeugt viele Kinder. Thielemann führt sie uns alle vor, bevor-

zugt nicht die auf den ersten Blick hübschesten vor allen andern.

Was analytische Klarheit anlangt, setzte die Aufführung von Bruckners Fünfter noch eins drauf. Mochte man im Kopfsatz den Eindruck gewinnen, der Dirigent sei allzu getragen unterwegs, setze architektonische Blöcke eher neben- als gezielt aufeinander, wurde das komplizierte Finale zum Meisterstück interpretatorischer Strategie.

Die klanglich fast pointillistisch anmutende Durchführungspassage – von manch früherem Bruckner-Exegeten vorsichtshalber eliminiert! – schien diesmal messerscharf durchorganisiert: Als wollte ein Wissender uns durch ein sonst verhängtes Fenster auf ein Formenspiel blicken lassen, das die Linien in ungeahnten Dimensionen miteinander verwebt.

Doch blieb alles harmonisch strömende Musik. Im gigantischen Schlusschoral lösten sich die Verwicklungen in schieren Wohlklang

auf – und man war froh, dass der Dirigent auch den Einsatz zum Applaus gab, um ihn vom Verklingen des Schlussakkords abzusetzen.

## Kammermusik mit Radu Lupu

Es sei nicht vergessen: Radu Lupu gelang es am ersten Abend, mit dem traumverloren schönen Spiel des Orchesters mitzuhalten und sich in Beethovens Viertem Klavierkonzert als ein Mitglied der Staatskapelle Dresden zu präsentieren: subtil, lyrisch-verhalten, unpräzisiert, ein Virtuose der Introversio, dem man glauben möchte, dass Beethoven im Mittelsatz der singende Orpheus vorschwebte, wie er die Dämonen der Unterwelt bezwingt.

Liszts „Orpheus“ hatte den Anfang gemacht: ätherisch schwebend, ganz Harmonie. Dorthin fand man mit Bruckner wieder zurück. Was zwischendrin sich ereignete, gehört in die Annalen der großen Wiener Konzerterlebnisse.

**im Kinsky**  
Auktionshaus

**Wir suchen bedeutende Kunstwerke für unsere 100. Auktion!**

Beratung Mo–Do 10–18, Fr 9–13 Uhr  
Terminvereinbarung erwünscht  
office@imkinsky.com, T +43 1 532 42 00



DETAIL

Ferdinand Georg Waldmüller  
Schätzpreis € 850.000 - 1.400.000  
verkauft um € 1 Mio.

Auktionshaus im Kinsky GmbH, Palais Kinsky  
120 Wien, Freyung 4, www.imkinsky.com